





Eshkol Nevo

# Die einsamen Liebenden

Roman

Aus dem Hebräischen von  
Anne Birkenhauer

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher**  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Deutsche Erstausgabe 2016  
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2013 by Eshkol Nevo  
Published by arrangement of the Institute for the Translation  
of Hebrew Literature  
Titel der hebräischen Originalausgabe:  
‛HaMikwe haAcharon be Sibir  
Erschienen 2013 bei Kinneret, Zmora Bitan, Israel  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos von  
Trevillion Images/Heather Evans Smith  
Gesetzt aus der Berling 9,5/13,25°  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26088-6

Für Anat



# 1

Man würde erwarten, dass eine Geschichte wie diese kolportiert wird, dass sie in Treppenhäusern und Schlafzimmern geflüstert, von Generation zu Generation mit allen Details weitergetragen wird – doch, o Wunder, sie hatte sich kaum ereignet, da sprach man schon nicht mehr von ihr. Obwohl es Zeugen, ja sogar Augenzeugen gab, sprach keiner mehr von ihr, weder auf Hebräisch noch auf Russisch oder Amerikanisch, als habe man beschlossen, den Skandal mit feinen Zeitflöckchen zu bedecken, mit Sekunden über Sekunden, die sich zu Minuten aufhäuferten wie Schnee. Ohnehin hätte diese Geschichte niemand geglaubt.

Würde man aber – einmal angenommen – um Mitternacht eine Leiter an die Westwand des Gebäudes der Stadtverwaltung lehnen, diese flink Sprosse für Sprosse erklimmen und beherzt gegen das richtige Fenster drücken – man müsste es gar nicht einschlagen, Reuven vom Archiv lässt es gern angelehnt, damit etwas frische Luft hereinkommt –, so fände man nach dem Betätigen des Lichtschalters mühelos in der zweiten Reihe eines unteren Regalfaches den schon etwas abgegriffenen Ordner »Spenden 1993–94«, und darin nach kurzem Blättern einen ganz offiziellen Brief von Jeremiah Mandelsturm, Hilborn, New Jersey, an den Bürgermeister der Stadt.

Dieser Brief ist, der Leser sei gewarnt, zwar offiziell, aber keineswegs kurz. Es scheint, als sei es Jeremiah Mandelsturm ergangen wie manch anderem, der die Feder übers Papier führt: Die Feder begann, ihn zu führen. Vielleicht hat auch die Einsamkeit, die der Urgrund aller Dinge ist, das ihre dazu beigetragen. Jedenfalls ließ sich Herr Mandelsturm, obwohl er ursprünglich einen kurzen und pragmatischen Brief hatte verfassen wollen, auf den ersten beiden Seiten hinreißen, seine selige Frau Gemahlin zu beschreiben, und seine Zeilen waren nicht kurz und bündig, sondern lang und gewunden wie sein Verlangen nach ihr. Er begnügte sich nicht mit Phrasen – schrieb nicht, sie sei »eine Gerechte« gewesen, »eine tüchtige Frau, nur schwer zu finden«, sondern erzählte seinem Leser nach und nach kleine Begebenheiten aus ihrem gemeinsamen Leben: Ihre erste Begegnung auf der Beschneidungsfeier der Frischbergs, bei der sie beide so verlegen gewesen waren; sie hatte etwas abseits gestanden, unfähig, den entscheidenden Moment mit anzuschauen, und er hatte sich nach ihr umgewandt, unfähig, sie nicht anzuschauen. Oder: Ein Jahr später, ein Abendspaziergang vom Westvillage zum Hudson, während dessen sie ihm all ihre Träume erzählte und ihm dann erklärte: Du musst wissen: Ich bin nicht so eine, die mit ihrem Geliebten am Ufer des Hudson spazieren geht und ihm all ihre Träume erzählt, nur um zwei Monate später von ihm schwanger zu werden und auf alles, was sie vorhatte, zu verzichten, und er hatte gesagt, *God forbid*, wie kommst du darauf, aber tief in seinem Herzen war er stolz gewesen, denn das war im Grunde das erste Mal, dass sie ihm – freilich auf ihre ganz eigene Art – gesagt hatte, dass sie ihn liebe. In den folgenden vierzig Jahren hatte sie ihm nur selten Liebeserklärungen gemacht, doch wenn sie es tat, dann konzentriert und mit Andacht, wie im Gebet. In den Zeiten dazwischen konnte er sich nach dem nächsten Mal



sehen, aber jetzt, nachdem sie gegangen war, gab es nichts mehr, wonach er sich sehnte.

Ja, manchmal schaue sie ihn aus den Augenwinkeln seiner Kinder an, schrieb er, und seine Enkelin, die kleine Tochter seines Ältesten, lächle genau wie sie und ziehe auch die Augenbrauen genau wie sie nach oben, wenn sie staune, aber Amerika sei eben nicht Israel, you must understand, in Amerika leben die Familien zerstreut wie Tonscherben und nicht wie Puzzlesteine, und in dem halben Jahr zwischen dem Neujahressen und dem Sederabend des Pessachfestes suche er vergebens nach einem Sinn in seinem Leben, ein Tag klebe am anderen; nicht einmal der Mammon, an dessen Anhäufung er all die Jahre Tag und Nacht gearbeitet habe, sei ihm mehr Anreiz, und deshalb habe er sich nun etwas überlegt: Er wolle seiner geliebten Frau Gemahlin ein Denkmal setzen, und zwar durch den Bau eines rituellen Tauchbades in der Stadt der Gerechten.

Im letzten Sommer hatten seine Frau Gemahlin und er die Stadt der Gerechten besuchen wollen; sie hatten die Tickets schon gekauft und auch die englische Ausgabe des *Vollständigen Führers zu den Gräbern der heiligen Zaddikim*, doch dann, an einem Sonntag, als er gerade in der Wochenendausgabe der Zeitung blätterte, hörte er ein dumpfes Geräusch aus dem Schlafzimmer. Wie eine Faust, die in einen Sack schlägt.

Über diesen Moment wolle er sich nicht weiter auslassen. Er könne es nicht und werde es vermutlich niemals können. Stattdessen komme er nun zur Sache.

Wie gesagt, hege er die Absicht, der Stadt der Gerechten ein neues Tauchbad zu stiften, eine koschere Mikwe; er werde alle damit verbundenen Ausgaben übernehmen und habe nur eine Bedingung, die weniger eine Bedingung als vielmehr eine Hoffnung sei, die in ihm wie die Flamme eines Seelen-

lichts in seinem Glasbecher pulsieren: dass das Gebäude mit einer Tafel über dem Eingang, die den Namen seiner Frau trage, bis zum kommenden Sommer fertig sein werde, in dem er vorhabe, so Gott will, das Heilige Land zu besuchen.

\*

Von dem Tag an, an dem er sich eine Kippa aufgesetzt hatte und hinauf in die Stadt der Gerechten gefahren war, gab sich Mosche Ben Zuk redlich Mühe, sich selbst als einen zu betrachten, der neu geboren war und nun aus sicherem Abstand auf seine früheren Begierden blickte. Doch trotz aller Anstrengungen hatten sich in ihm noch einige alte Neigungen gehalten, aus seiner Zeit als Kibbuznik mit gebrochenem Herzen und als Offizier des Nachrichtendienstes in dem Geheimen-Militärcamp-das-jeder-kennt. Noch immer sammelte er wie besessen Landkarten, summt leise die rockigen Songs von Shalom Hanoch, rauchte nach dem Mittagessen eine *Noblesse* und verscheuchte mit der Hand Ayelets Geruch, der ihm in die Nase stieg.

Es war nicht Zimt, auch nicht der Duft eines bestimmten Shampoos, sondern einfach ihr Geruch. Jedes Mal, wenn er ihn wahrnahm, obwohl er genau wusste, das konnte ja nicht sein, wie denn auch, ob im Supermarkt am Kühlregal mit den Milchprodukten, ob auf dem Spielplatz bei den Schaukeln oder – wie von der Hand des Versuchers – beim Beten in der Synagoge, verscheuchte er ihn mit einer energischen Handbewegung, doch seine Augen, die suchten weiter nach ihr: Vielleicht würde sie ja trotz allem ...

An diesem Morgen trägt ein kalter Winterwind Ayelets Geruch in seinen Wagen. Er schließt sofort das Fenster, was seine Lage nur verschlimmert, jetzt ist er eingeschlossen mit ihrem Geruch, allein mit ihr in einem Raum. So öffnet er

das Fenster wieder und schaut ängstlich in den Seitenspiegel, in den Rückspiegel und wieder in den Seitenspiegel, verwissert sich, obwohl es wirklich nicht sein kann, wie denn auch –, dass sie, Gott behüte, zurückgekommen ist, schaut schließlich wieder auf die Straße und gibt mächtig Gas. Er kennt sich schon – das Beste für ihn ist jetzt, so schnell wie möglich zur Arbeit zu kommen. Da kann er seine Nase in die Probleme anderer Leute stecken.

Als persönlicher Assistent des Bürgermeisters in allen Angelegenheiten besitzt Ben Zuk ein geräumiges Büro, an dessen Wänden er unglaublich viele Karten aufgehängt hat: solche, die man dort erwartet hätte, wie die »Karte der Synagogen« oder die »Karte der Talmudschulen«, sehr interessante Karten wie die der »Jährlichen Zuwendungen« und auch völlig überflüssige, die seiner puren Lust am Kartenzeichnen entsprungen sind, wie die Karte »Konzentration von Pkws der Marke Subaru nach Baujahr in der Stadt der Gerechten« oder seine »Städtische Karte der Sonderlinge«.

Zu den wöchentlichen Ratssitzungen kommt er immer etwas früher, hängt im Besprechungssaal seine Karten an die Wand und darüber, sorgsam aufgerollt, die Folien, die er während der Diskussion herunterlassen wird – die habe ich zufällig schon vorbereitet –; so auch vor dieser Sitzung, die wegen der Anfrage des spendenfreudigen Witwers Jeremiah Mandelsturm anberaumt wurde.

Die gegenwärtige Situation ist folgende, erklärt Ben Zuk, indem er von seinem Stuhl aufspringt und mit einem langen schmalen Stock willkürlich auf verschiedene Punkte der »Karte der rituellen Tauchbäder« schlägt. Die Wucht der Schläge lässt die Anwesenden jedes Mal zusammenzucken. Ben Zuk ist ein Mann von gedrungener Figur, in dem sich widersprüchliche Triebe drängen. Seine Muskeln sprengen beinahe die Ärmel seines Hemdes, so dass die Leute fälschlich

annehmen, er trainiere mit Gewichten. Tief liegende Augen, ein durchdringender, glühender Blick. Die ewigen Bartstop-peln auf seinen Wangen rühren nicht etwa davon, dass er sich nicht anständig rasiert. Schon Sekunden, nachdem er fertig ist, beginnen sie wieder zu sprießen.

Tut mir sehr leid, sagt Ben Zuk, spaziert dabei mit seinem Stock über die Karte, ich würde dem Wunsch des ehrenwerten Herrn Mandelsturm gerne nachkommen, aber es gibt in der Stadt einfach keinen Platz für ein weiteres Tauchbad. Wir haben bereits die höchste Mikwendichte im gesamten Nahen Osten aufzuweisen, pro Quadratmeter und auch pro Kopf.

Was soll das heißen, »es gibt keinen Platz«, fragt der Bürgermeister in seinem Sitzungston, einem spöttischen, leicht tadelnden Ton mit unterschwelligem, aber deutlich spürbarem Gewaltpotenzial. (Avraham Danino beherrscht auch einen ganz anderen Ton, den er sich jedoch für persönliche Gespräche aufhebt, der ist weich, väterlich, geradezu vertrauensvoll. Obwohl Ben Zuk schon zwei Jahre für ihn arbeitet, hat er sich noch immer nicht an diese Wechsel im Tonfall gewöhnt.)

Wenn es keinen Platz gibt, Ben Zuk, sagt Danino und schlägt dabei mit der flachen Hand leicht auf den Tisch, dann schaffen wir eben einen. Wie schon Herzl sagte: Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen.

Aber selbst wenn wir Platz schaffen würden, Herr Bürgermeister, ergibt sich ein weiteres Problem, sagt Ben Zuk und rollt eine Folie über die Karte. Wie Sie sehen können – wieder bohrt er den Stock in die Karte –, herrscht momentan, und die Betonung liegt auf momentan, in Bezug auf die Anzahl der rituellen Tauchbäder ein ungefähres Gleichgewicht zwischen den verschiedenen religiösen Strömungen in der Stadt. Würden wir irgendwo eine Mikwe hinzufügen, würde dieses Gleichgewicht aufs Empfindlichste gestört.

Die Mitglieder des Rates, dessen Zusammensetzung jene heilige Balance zwischen den verschiedenen Strömungen spiegelt, nicken eifrig. In der Tat ein echtes Problem.

Was schlagen Sie dann vor?, fragt Danino und richtet seine traurigen grünen Augen auf Ben Zuk. (Von einem Bürgermeister erwartet man keinen so traurigen Blick. Immer wieder hat Ben Zuk beobachtet, wie die Traurigkeit in Daninos Augen Leute aus der Fassung brachte, besonders, wenn sie ihm zum ersten Mal begegneten.)

Mir ist es ernst, sagt Danino, schon deutlicher im Ton, was ist Ihr Plan? Dass wir Mandelsturm sagen, wir wollen seine Mikwe nicht? Er soll sie wieder einpacken und einer anderen Stadt spenden?

Offen gesagt, beginnt Ben Zuk, während er eine weitere Folie über die Karte rollt, ...

Ach, lassen Sie mich doch mit Ihren Karten in Ruh!, schimpft der Bürgermeister und vergräbt seine Hand tief in der Hosentasche. (Während die meisten Männer nur die Daumen in die Taschen stecken, vergräbt Avraham Danino immer alle vier Finger darin, bis sie beinahe oder auch tatsächlich sein Geschlecht berühren, und lässt nur die Daumen draußen hängen.) Eine Lösung will ich von Ihnen!, schreit er seinen Assistenten nun an, trommelt dabei mit den Daumen auf seine Gürtelschnalle. Ei-ne Lö-sung!

Wenn man ihn anschreit, verstummt Ben Zuk, er schrumpft auf die Größe des externen Kibbuzkinds, das er war. Wird zu einem, den beim Basketball niemand in seine Mannschaft wählt, obwohl er gar nicht so schlecht spielt, zu einem, der schon bei den ersten vormilitärischen nächtlichen Übungen in eine Sickergrube fällt und sich geniert, um Hilfe zu rufen, weil er schon weiß, wie die andern dann feixen. Zu einem, der lieber die Klappe hält, weil keiner ihn ernst nimmt, egal, ob er prima Ideen hat.

Augenblick mal, wenn Sie erlauben ... was ist denn mit diesem Areal hier?, fragt plötzlich der Vertreter des Innenministeriums, ein ernsthafter, bescheidener junger Mann. Man hat ihn vor zwei Jahren aus der Heiligen Stadt hierher entsandt, um den Karren aus dem Sumpf zu ziehen, nachdem bei der Stadtverwaltung finanzielle Unregelmäßigkeiten ruchbar geworden waren.

Wo?, fragt Ben Zuk und peitscht mit dem Stock auf die Karte, hier? da? dort?

Der Vertreter des Innenministeriums springt von seinem Platz auf, tritt an die Karte und legt seine Hand auf ein Stückchen Niemandsland zwischen der Stadt und dem Militärcamp. Und tatsächlich gibt es dort nichts. Ein völlig tauchbadfreies Gebiet.

Also wirklich, sagt Ben Zuk, lehnt den Zeigestock an die Wand, wollen Sie eine Mikwe in Sibirien bauen?

Alle Anwesenden kichern. Außer dem Bürgermeister, der seine Hand aus der Tasche zieht, flach auf den Tisch schlägt und sagt: Genau das werden wir mit Mandelsturms Spende tun. Wir errichten die erste Mikwe in der Geschichte Sibiriens, ich meine natürlich im Viertel Ehrenquell. Dann werden alle Quellen sprudeln, und unser Problem mit Jeremiah Mandelsturms Bitte ist gelöst.

Ben Zuk kann es nicht fassen. Was sollen die denn mit einer Mikwe? Bei denen weiß man ja nicht einmal, ob sie wirklich Juden sind.

Ben Zuk, Ben Zuk, sagt der Bürgermeister mit einem überheblichen Lächeln, es ist nie zu spät, sich zu bekehren; das müssten Sie eigentlich am besten wissen! Gehen Sie morgen dorthin und suchen Sie uns ein passendes Gelände.

Aber Avraham, ich meine, verehrter Herr Bürgermeister, die Frauen dort sind alle über sechzig, sie sind längst nicht mehr in dem Alter, in dem –

Dann bauen wir auch einen Flügel für die Männer. Ich erwarte, dass dieses Tauchbad bis zum Sommer steht, Ben Zuk. Genau, wie es unser großzügiger Spender erwartet.

\*

Zwei Jahre zuvor, an jenem Tag, als die neuen Einwanderer in die Stadt kamen, war der Unterricht in den Schulen um elf Uhr beendet worden. In ordentlichen Reihen waren die Schulkinder zur Hauptstraße marschiert. Auf ihren mit Filzstift beschriebenen Schildern stand »Let my people go« oder einfach nur »Willkommen!«. Viele Arbeitslose hatten ihren Müßiggang unterbrochen und sich zu diesem historischen Empfang eingefunden; stolz trugen sie Fotografien von Refuseniks. Flinke Straßenverkäufer boten heiße Maiskolben und Saft mit zerstoßenem Eis feil, und unten in ihren Verkaufswagen lagerten schon kleine Flaschen billigen Wodkas, für den Fall, dass sich die Gerüchte über die Neuankömmlinge bestätigen sollten. Fünf Minuten vor der geplanten Ankunft drangen jubelnde *Hawa-nagila*-Klänge aus eigens auf den Balkonen aufgestellten riesigen Lautsprechern, und eine Gruppe ortsansässiger Pensionäre in Uniformen der Roten Armee, die die Stadtverwaltung aus einem Theaterfundus geliehen hatte, marschierte feierlich und gemessen die Hauptstraße hinunter. Die wartende Menge teilte sich und ließ sie staunend hindurchschreiten, und der Bürgermeister, der die ganze Veranstaltung dirigierte, blickte zufrieden vom Werk seiner Hände in Richtung Wegbiegung, ob die Busse schon in Sicht wären.

Monatelang war Avraham Danino hinauf in die Heilige Stadt gepilgert und hatte gefordert, auch ein paar »von denen« zu bekommen. Alle Städte im Umkreis hätten schon ein Kontingent erhalten, und überall hätte man die neuen

Einwanderer äußerst kühl empfangen, was jedoch schnell in ehrliche Anerkennung umgeschlagen sei, als klar wurde, dass sie nicht nur breite Bildung und glühenden Ehrgeiz, sondern auch blonde Frauen und Budgetzuteilungen mitbrachten. Immer wieder hatte Danino mit ansehen müssen, wie die Busse von den Auffangzentren in andere Städte dirigiert wurden und nicht zu ihm. Immer wieder hatte er gebettelt, hatte argumentiert, sie würden sich wegen des Klimas gerade in seiner Stadt wohlfühlen. Und gerade er ... also, gerade seine Stadt ... sei, mehr als andere Städte, auf frisches Blut angewiesen. Auf eine Energiespritze. Positiven Bevölkerungszuwachs.

Immer wieder war er leer ausgegangen. Bis plötzlich, mit derselben Willkür, mit der man seine Anträge bisher abschlägig beschieden hatte, ein positiver Bescheid aus den oberen Etagen kam: Busse voll Neueinwanderer würden in wenigen Monaten in seine Stadt kommen. Der genaue Termin werde noch mitgeteilt.

Der Bürgermeister war fest entschlossen gewesen, sich diese Gelegenheit nicht entgehen zu lassen. Vor seinem geistigen Auge sah er sie – Marina, Olga, Irina, er hatte noch nicht entschieden, wie sie heißen sollte – als Letzte aus dem Bus steigen. Ihre aufgerichteten Brüste kündeten vom vielversprechenden Rest, und zwischen all den verheirateten Paaren zieht sie ihren großen Koffer ganz alleine hinter sich her. Ihr Mann ist lieber in Russland geblieben, oder, besser noch, in den Jahren der kommunistischen Herrschaft im Gulag erfroren. Sie ist kein Mädchen mehr, Marina-Olga-Irina. Stabile Beine, starke Schultern, ein überheblicher und zugleich bedürftiger Blick.

Im Grunde wusste er, wie unwahrscheinlich das war. Und auch, dass es sich nicht gehörte. Er wusste, ein Bürgermeister sollte Hightechunternehmen vor seinem geistigen Auge



sehen, neue Investitionen, einen Immobilienaufschwung, doch alles, was er sich vorzustellen vermochte, war, wie er auf Marina & Co. zugeht, als sie aus dem Bus steigt, ihr tief in die Augen schaut, ihre hübsche Hand drückt und zu ihr sagt: Schalom. Willkommen in der Stadt der Gerechten. Ich bin Avraham Danino, der Bürgermeister. Stets zu Ihren Diensten – und gleich schickt er sich an, ihr mit dem Koffer zu helfen, und sie lehnt das mit energischem Kopfschütteln ab, sagt aber auf Hebräisch mit schwerem Akzent: Ich wusste nicht, dass es in Israel solche Gentlemen gibt.

Und was, wenn sie seine Hilfe doch annehmen würde? Diese Möglichkeit raubte ihm den Schlaf. Mit seiner Vorliebe für Borekkas und Schokoladenhörnchen war er nicht sicher, wie weit er es mit so einem schweren Einwandererkoffer schaffen würde, deshalb hatte er unverzüglich begonnen zu trainieren. Jeden Abend marschierte er den Pappelweg vom Viertel Ehrenquell, dessen hübsche Häuser schon lange leer standen, bis zum Geheimen-Militärcamp-das-jederkennt und wieder zurück. Als er diesen Weg das erste Mal zurücklegte, hatte er seinen Fahrer rufen müssen, weil ihm mittendrin die Luft ausgegangen war. So kaufte er sich Laufschuhe, einen Trainingsanzug mit Streifen an den Seiten und wies das Bauamt an, den vernachlässigten Weg umgehend zu asphaltieren. Und Ben Zuk wies er an, ihn bei seinen Trainingsmärschen zu begleiten.

Er wusste, wenn jemand zuschaut, strengt man sich mehr an.

Beim Gehen hatte er seinem persönlichen Assistenten zum ersten Mal seine Lebensgeschichte erzählt. Als wir nach Israel geflohen sind, sagte er und zeigte gen Osten, sind wir nachts von diesen Bergen hier heruntergekommen. Nissim, mein Bruder, und ich. Wir zitterten vor Kälte, und auch vor Angst. Wenn sie uns erwischt hätten, sie hätten uns umge-

bracht. Oder uns in Damaskus ins Gefängnis geworfen. Das ist schlimmer als sterben, glaub mir. Es war Winter, so wie jetzt. Und es schneite. Alle paar Meter rutschte einer von uns auf den nassen Steinen aus, und der andere half ihm wieder auf. Erst im Morgengrauen überquerten wir die Grenze. Die Sonne kam raus, es hörte auf zu schneien. Wir sind auf unsere aufgeschürften Knie gesunken und haben die nasse Erde geküsst. Bis heute habe ich den Geschmack der Erde im Mund, wenn ich davon rede. Wie alt wir waren? Ich dreizehn und Nissim elf. Einen Vater hatten wir nicht. Der hatte sich abgesetzt; er ist zurück nach Marokko gegangen, als wir noch klein waren. Meine Mutter sagte immer zu mir: Du bist der Mann im Haus. Und auch in jener Nacht, bevor wir aufbrachen, hatte sie mir die Hand auf die Stirn gelegt und gesagt: Du bist der Erstgeborene, du bist dafür verantwortlich, dass deinem kleinen Bruder nichts passiert. Später, in Israel, hat man uns aber getrennt. Nissim haben sie in ein Durchgangslager für Einwanderer gesteckt. Mich haben sie, weil sie »Potenzial« erkannten, in einen Kibbuz geschickt. Dort war ich ein »Externer«, ohne Familie. Genau wie du, mein Sohn. Was meinst du, warum ich dich beim Bürgermeisteramt eingestellt hab? Glaub mir, es gab Bewerber mit mehr Erfahrung. Aber ich hab mir gesagt: Diesem Jungen werde ich helfen. Mir hat damals nämlich keiner geholfen. Ich habe alles alleine gemacht, Ben Zuk, mit meinen beiden Händen. Wenn ich dich also manchmal anpfeife, dann nur, um dich abzuhärten, kapiert? *Yalla*, mir geht die Luft aus. Wir kehren um.

Jeden Tag, so hatte Danino beschlossen, würden er und Ben Zuk eine Pappel weiter gehen, bis sie das Wäldchen erreichten, von dem aus man den Manchmal-weißer-Berg sehen konnte. Und tatsächlich arbeiteten seine Muskeln von Mal zu Mal besser zusammen, sein Brustkorb weitete sich, und die Fantasie über Marina & Co. trieb wilde Blüten. Er

würde ihr helfen, ihren Platz in der Stadt zu finden. Sie würden ein paar Monate lang ein geheimes Verhältnis haben. Die Körper würden die kulturelle Kluft schon überbrücken. Nach und nach, mit Streicheln. Die Sache mit seinem kleinen *Januka* würde er ihr nicht erzählen müssen. Warum auch. Sie würde das alles von ganz alleine verstehen und ohne Worte das Eis zum Schmelzen bringen. Und dann würde er sein deprimierendes Haus verlassen und zu ihr ziehen. Schließlich war es noch nicht zu spät für einen Neuanfang. Es war noch nicht zu spät.

Der erste Eindruck entscheidet, sagte Ben Zuk immer. Wir müssen Mängel verbergen und die Vorteile hervorheben. Und vor allem müssen wir ihnen das Gefühl geben, hier sei ihr neues Zuhause. Was will ein Neueinwanderer nach den Beschwerlichkeiten der Reise? Einen Schemel, um seine Beine hochzulegen. Ein heißes Bad gegen die Kreuzschmerzen und ein Kissen für seinen müden Kopf.

Ohne größere Schwierigkeiten gelang es ihm, den verzweifelten Unternehmer, der das Viertel Ehrenquell gebaut hatte, dazu zu bringen, ihm die hübschen kleinen Häuser – laut Prospekt »nach höchsten Standards gebaut und eingerichtet« – zu verpachten. Aufgrund einer wundersamen Erscheinung, die ein Jeremiahu Jizchaki, Bewohner der Stadt der Gerechten, gehabt und auf großen Plakaten publik gemacht hatte, standen sie alle leer, und keiner interessierte sich für sie:

Mir, Jeremiahu Jizchaki, wohnhaft in der Stadt der Gerechten im Block D, wurde vom Ewigen ein Wunder zuteil. Wie mir befohlen, gebe ich den Bewohnern der Stadt folgende Botschaft des verborgenen Zaddik Netanel weiter, der mir nachts im Traum erschienen ist. Er war ganz in Weiß gekleidet, und sein Antlitz strahlte wie das eines Engels. Es ist nicht gut, sprach

er zu mir, das Treiben der Menschen an dem Ort, den man Ehrenquell nennt. Ich fragte ihn: Welches Treiben meint Ihr, und warum ist es nicht gut in Euren Augen? Da ergriff er meine Hand und führte mich auf einem Weg zwischen Hügeln hindurch, bis wir das neue Viertel und seine Baugerüste erreichten. Dort wies er mit der Hand auf die Erde, und siehe, sie ward durchsichtig wie Glas. und darunter lag ein Sarg, und unser heiliger Zaddik zeigte darauf und sagte: Dies ist das Hindernis! Ich, Netanel der Verborgene, ich bin hier begraben, und auf meiner Ruhestatt sollen keine Häuser errichtet werden, denn diese Sache ist schlecht in den Augen des Ewigen. Und ich fragte ihn: Was soll ich tun, mein Herr? Und er antwortete: Du sollst die Söhne der Stadt und ihre Obrigkeit warnen, denn an diesem Ort lagert die Sünde, und ein Fluch wird über sie kommen, wenn sie ihn betreten.

Umsonst die Beteuerungen des Bauunternehmers, umsonst die Bestätigungen von offizieller Seite, man habe das Gebiet vor dem Bau des neuen Viertels genauestens untersucht, um sicherzustellen, dass sich dort keine alten Gräber befänden, und während der Bauphase sei man auf keinen einzigen Sarg gestoßen. Umsonst auch die offizielle Erklärung des Ausschusses zur Rekonstruktion alter Gräber, ihnen sei kein Zaddik bekannt, der den Namen Netanel der Verborgene trage, obgleich (und diese Einschränkung war später ausschlaggebend für die Auslegung des ganzen Gutachtens gewesen) es denkbar sei, dass das Attribut »der Verborgene« auf die große Bescheidenheit des Zaddik hindeute, ähnlich wie bei Hannan dem Verborgenen, weshalb man nicht mit absoluter Sicherheit ausschließen könne, dass »Netanel der Verborgene« so bescheiden war, dass er alle Zeugnisse, die